



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Arbeiten bei einer Neugründung.

Hier wurden unsere Koffer untersucht, ob sich nichts Zollbares darin finde; wir wurden alle als unschuldig befunden, und konnten ruhig unseres Weges ziehen. Zuerst stärkten wir uns durch ein kräftiges Frühstück, dann fuhren wir in einer Droschke durch das endlose Häusermeer mit seinem unglaublichen Gewimmel von Menschen und Wagen nach dem Dreiviertelstunden entfernten Hafen. Da lagen in endloser Reihe Hunderte von Schiffen mit zahllosen Booten, Rähnen und Leichtern; und in diesem Walde von Masten und Segeln bemerkten wir einen prächtigen Dampfer, einen großen Viermaster, der an seinem Vordstieven in goldenen Buchstaben den Namen *Avondale Castle* trug. Es war unser Schiff, das stolze Fahrzeug, mit dem wir den Ozean durchqueren und nach dem fernen Südafrika steuern wollten. Fast einen ganzen Monat lang sollte es fortan unser Heim sein.

Nachdem wir unser Gepäck in der Cabine untergebracht hatten, begaben wir uns gleich auf Deck, denn schon ward mit der Schiffsglocke das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Die deutschen Dampfer dagegen verfügen meist über eine wohlgeschulte Schiffskapelle, die bei der Ein- und Ausfahrt in einen Hafen die prächtigsten Stücke zu spielen pflegt. So fuhren wir also am 23. Oktober 1908 um 12 Uhr Mittags von London ab. Am Ufer hatte sich eine große Menge Volkes angesammelt, die vielfach mit Händen und Taschentüchern ihren lieben Angehörigen an Bord das letzte Lebewohl zuwinkten. Manches Augenpaar sah ich dabei feucht schimmern; vielleicht war es auch hier für manchen ein Abschied auf immer.

Bald jedoch wandte ich meine Blicke der See zu. Immer weiter und endloser dehnten sich, je mehr wir aus der Themse herauskamen, die ungeheuren Wassermassen aus, bis endlich das Meer in seiner ganzen Größe und Majestät vor uns lag. Für einen Neuling ein unvergleichlicher, wahrhaft überwältigender Anblick! Zwar sahen wir noch immer Land; denn wir waren noch nicht auf hoher See, sondern fuhren erst im englischen Kanal der Hafenstadt Southampton zu. Zu unserer Rechten lag das britische Eiland, zur Linken die französische Küste; doch die Bilder, die vor unserem staunenden Auge auftauchten, wurden immer reicher, mannigfaltiger und großartiger. Ist doch hier die belebteste Verkehrsader der ganzen Welt.

Am Morgen des 24. Oktober, am Feste des heil. Erzengels Raphael, des Schutzpatrons der Reisenden, landeten wir in Southampton. Auf ein Stündchen durften wir ans Land. Wir benützten die Gelegenheit, um hier zum letztenmal europäischen Boden zu betreten. Das Bild war ähnlich wie in London, nur bewegte sich hier alles in kleineren, bescheidenen Formen, obgleich auch Southampton eine der bedeutendsten Hafenstädte Englands ist.

Bei der Ausfahrt kamen wir an einer Unzahl von Schiffen aus allen Ländern und Nationen, großen und kleinen Dampfern und Seglern vorbei. Tausende der buntgemischten Passagiere winkten uns eine fröhliche Reise zu. Etwas später kamen wir auch an fünf Kriegsschiffen vorbei, die aber wie die harmlosesten Fahrzeuge der Welt still und friedlich vor Anker lagen. Auch die Größe konnte mir nur wenig imponieren; da wiesen die großen Handelsschiffe ganz andere Dimensionen auf. Ich urteile da eben nach Art der Laien; ein Kenner hätte wohl einen andern Maßstab angesetzt.

Unser besonderes Interesse erregte kurz darauf die wildzerklüftete Insel Wight, an der unser Dampfer

ganz nahe vorbeifuhr. Kurz, wir kamen aus dem Schauen und Staunen den ganzen langen Tag über nicht heraus, bis sich endlich die Nacht herabsenkte und über die ganze Herrlichkeit ihren dunkeln Schleier ausbreitete. Für heute hatten wir übrigens genug gesehen, wir stiegen in den Speisesaal hinab, nahmen unser Abendessen ein und gingen dann zu Bett.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Schutzengel gerufen.

Missionsstation Einsiedeln. — Es war im September v. J., als ich eins mitten in der Nacht an meiner Zimmertür klopfen hörte. „Wer ist draußen?“ fragte ich rasch. Keine Antwort. Ich wiederhole meine Frage und stehe, als wiederum keine Antwort erfolgte, auf und öffne die Tür, um zu sehen, wer zu so ungewohnter Stunde geklopft habe. Doch es war kein Mensch da. Still und friedlich goß der Mond sein fahles Silberlicht auf die in tiefem Schlummer ruhende Missionsstation. Nirgend ein Laut; kein Lüftchen rührte sich. Und doch wußte ich, daß es klar und deutlich an meiner Tür geklopft hatte. Was sollte das sein? — Es stiegen allerlei Gedanken in mir auf, ich dachte an die Sterbenden, an die armen Seelen im Fegfeuer, an die Tausenden armer Verwundeter auf den europäischen Schlachtfeldern, kniete nieder, betete eine Weile und legte mich dann wieder, nachdem ich zuvor allen Bedürftigen Weihwasser gegeben und den priesterlichen Segen gesendet hatte, auf meinen Strohsack nieder und schlief ein.

Am nächsten Morgen kam mir das nächtliche Klopfen wieder in den Sinn. Dabei erinnerte ich mich einer gewissen Julia, die in beträchtlicher Entfernung von der Missionsstation krank lag und an der sogenannten galoppierenden Schwindsucht litt. Gleich nach der hl. Messe sattelte ich mein Kößlein und machte mich auf den Weg zur Kranken. Als ich in ihre Hütte eintrat, sagte sie: „Gott sei Dank, Vater, daß du kommst! O ich habe mich gestern den ganzen Tag so sehr nach einem Priester gesehnt und habe heute Nacht viel darum gebetet!“ — Nun wußte ich, woher das nächtliche Klopfen gekommen.

Neun Tage später klopfte es wieder an meiner Tür. Diesmal fragte ich nicht mehr, wer da sei, ich ahnte gleich, daß mich Julias Schutzengel rufe und eilte am nächsten Morgen zu ihr. Ich fand sie äußerst schwach, ja dem Tode nahe. Mit gebrochener Stimme erzählte sie mir, sie habe gestern ihre heidnischen und protestantischen Geschwister so dringend gebeten, den Priester zu holen, weil sie sich dem Tode nahe fühle und noch einmal beichten wolle. Doch keines sei gegangen, alle hätten den weiten Weg gefürchtet. In dieser Not habe sie sich an ihren hl. Schutzengel gewendet, mich zu rufen, und sei nun, wie sie sehe, erhört worden.

O Engel, o Schützer mein, du meines Gottes Gabe, Dir will ich anbefohlen sein, solange ich Atem habe!

P. Solanus Peteref, R. M. M.

Arbeiten bei einer Neugründung.

Von Schw. M. Eustochium, C. P. S.

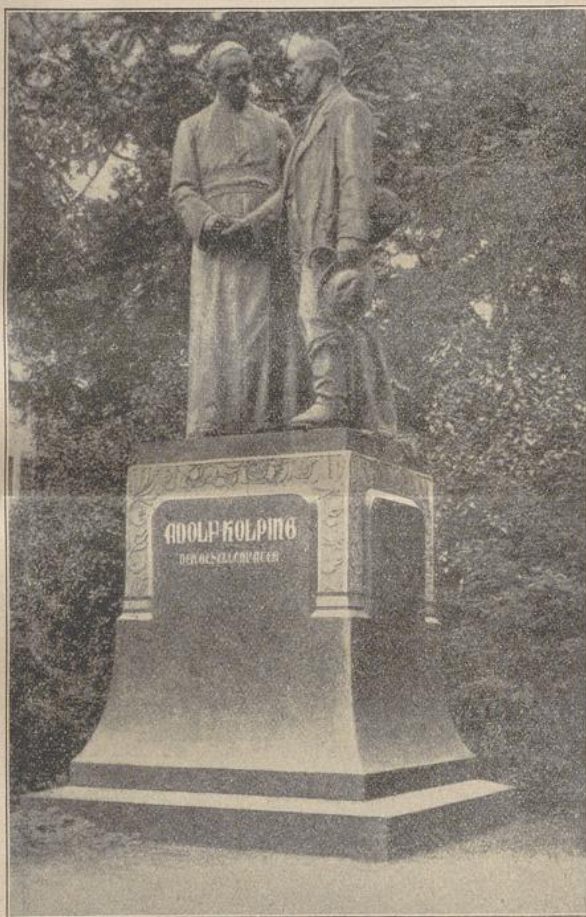
St. Michael. — Es war zu der Zeit, da von St. Michael aus die Missionsstation Himmelsberg gegründet werden sollte, als ich eines Tages von B. Rektor

den Auftrag erhielt, mit mehreren größeren Schulmädchen dorthin zu gehen, um durch das meterhohe Gras verschiedene Wege und Pfade zu bahnen, damit die zum Gottesdienst kommenden Leute und wir selbst bequeme Wege hätten. Mit Freuden machten wir uns auf den Weg, galt es doch, buchstäblich die Mahnung Johannes des Täufers zu erfüllen: „Bereitet die Wege des Herrn!“ Worte, welche die Kinder auch später mitten in ihrer Arbeit wiederholten. Ueberhaupt waren wir alle tief und innig von dem Gedanken ergriffen, daß es nun gelte, eine neue Station zu gründen, eine Stätte, wo der Heiland im Tabernakel aus der heidnischen Gegend ringsum neue Anbeter und Verehrer finden sollte. Unaufgefordert stimmten die Kinder auf dem Wege verschiedene religiöse Lieder an. Sie hatten eben das herrliche Lied „Inkosi-kasi mama wetu, unsere Königin und Mutter“ begonnen, als wir an der Kapelle einer protestantischen Mission vorbei kamen. Nun fingen die Kinder zu Befundung ihres frommen Glaubens erst recht frisch und kräftig zu singen an. Der schwarze protestantische Lehrer stand eben unter der Haustüre, lauschte eine Zeitlang voll Bewunderung der schönen Melodie und begann dann das Glöcklein der Missionskapelle zu läuten. Der helle, silberne Klang des Glöckleins vermischte sich mit den Stimmen der Kinder und weit erscholl über Berg und Tal mitten in der protestantischen Mission das Lob der hehren Himmelskönigin.

Es war schon Abend, als wir an unserem Bestimmungsorte anlangten. Das Grundstück war von der Mission neu angekauft worden, allein es war noch kein einziges Haus, auch nicht die ärmlichste Hütte da, die wir hätten unser eigen nennen können. Wir begaben uns daher zu einer in der Nähe wohnenden katholischen Frau, die uns mit größter Bereitwilligkeit ihr ganzes Haus zur Verfügung stellte. Ihr Mann war eben verreist, und die beiden Söhne, welche von unserer Ankunft bereits wußten, begaben sich zu Verwandten. Ich bekam ein eigenes kleines Zimmerchen, während die Hausfrau und meine Schulkinder sich im Nebengemach einrichteten, so gut es eben ging. Einige Lebensmittel hatten wir selbst mitgebracht; immerhin aber gab es noch Gelegenheit genug, bethlehemitische Armut zu üben. Doch dies tat der allgemeinen Fröhlichkeit, die unter uns herrschte, keinerlei Eintrag. Für mich hatte die gute Frau eine eigene Bettstelle hergerichtet, denn sie meinte, es gezieme sich durchaus nicht, daß eine Missionschwester auf dem Boden schlafe. Nicht ohne Stolz zeigte sie mir die feine Lagerstätte und rühmte dabei die Geschicklichkeit ihres Sohnes, der sie eigenhändig zusammengefügt hatte. Solche Aufmerksamkeit verdiente doch Anerkennung; ich gab auch meinem Dank und meiner Freude unverhohlenen Ausdruck, doch als ich mich am späten Abend zur Ruhe niederlegte, brach mit schrecklichem Gepolter die ganze Bettstelle auseinander, und ich fand mich schön demütig am Boden. Die Mädchen nebenan hörten den Spektakel, ahnten sogleich was geschehen und wollten herzlich lachend den Schaden wieder gut machen, was ich jedoch dankend ablehnte. Eine Nacht konnte ich recht wohl auch einmal auf dem Boden zubringen, zumal da mir ja ein prächtiger, wohlgefüllter Strohsack zur Verfügung stand.

Nach kurzer Zeit hatten wir es übrigens schon bequemer. P. Rektor schickte einige Arbeiter, welche

uns nach Kaffernart aus Lehm und Mattelstangen eine eigene Hütte bauen sollten. Die Leute aus der Umgegend halfen macker mit, und so wohnten wir bald unter Dach und Fach, während ein zweiter, ebenfalls sehr einfacher Bau, nebenan als Kapelle eingerichtet wurde. Die neue Hütte diente uns als Wohnung, Küche und Schlaflaal zugleich. Da wir noch keinen Herd hatten, mußten wir das Feuer auf dem Boden machen und den Kessel einfach darüber stellen. Wir nahmen uns bei der vielen Arbeit, die es gab, nicht einmal Zeit, das Holz zu spalten, sondern legten wie die Kaffernweiber einen ganzen Ast mit der Spitze ins Feuer und



Denkmal Kolpings, des Gefellenvaters, in Köln a. Rh.

schoben ihn beim allmählichen Verbrennen langsam nach. Den Rauch und Qualm, den so ein offenes Feuer gibt, und der sich bei Ermangelung eines Kamins überall ansetzt, kann man sich denken.

Ueber Manael an Arbeit hatten wir uns wahrlich nicht zu beklagen. Da galt es nicht nur über steile Hügel und durch sumpfige Täler Wege und Fußpfade zu bereiten, sondern auch Sümpfe zu entwässern, Gärten und Felder anzulegen und eine Menge anderer Dinge zu tun. Doch fühlten wir uns bei all dem überaus glücklich und zufrieden. Unser Gesundheitszustand ließ nichts zu wünschen übrig, der Appetit war vortreflich und Schlaf nur zu gut und fest. Um vier Uhr sollten wir nämlich jeden Morgen zum neuen

Tagwerk aufstehen, allein wir hatten niemand, der uns weckte, und so gab es manche Verspätung. Wohl fand sich unter unserer Ausstattung auch eine alte Weckeruhr, allein sie war leider nicht immer auf dem laufenden. Eines Abends bat mich die zweite Schwester, welche inzwischen angekommen war, sie doch ja am nächsten Morgen rechtzeitig zu wecken, da sie Wichtiges zu tun habe. Ich versprach es und empfahl die Sache meinem Schutzengel und den armen Seelen. Und siehe, am nächsten Morgen Schlag vier Uhr kam der Wecker herunter; letzteres ganz buchstäblich genommen, denn er fiel mir von dem Brettchen oberhalb der Bettstelle direkt auf den Kopf. Er hatte somit seinen Zweck erfüllt, denn noch selten war ich so schnell und gründlich geweckt worden. Den halben Tag hindurch zerbrach ich mir übrigens den Kopf, wie denn das wohl gekommen? Das Brettchen, worauf er stand, war solid und fest. Sollte ihn eine Maus oder Ratte heruntergeworfen haben? Wohl kaum, denn dazu war die Weckeruhr viel zu schwer. Erst am Abend fand ich den dienstfertigen Nachtwächter: einen faustgroßen Krebs, der sich hinter dem Wecker häuslich niedergelassen hatte.

Was uns unser Rigeunerleben, wie es Schwester Hilaria einmal scherzend nannte, etwas verlierte, war die hl. Messe und Kommunion. Zweimal in der Woche kam nämlich P. Rektor von St. Michael herüber, um Gottesdienst und Katechese zu halten. In der Regel blieb er dann fast den ganzen Tag bei uns, gab seine Anweisungen zu weiterer Arbeit und griff dabei selber tüchtig zu. Besonders groß war seine Freude, als es ihm nach langem Suchen endlich gelungen war, eine schöne, klare Quelle zu entdecken und zu fassen. Auch war er eifrig darauf bedacht, einen kleinen Obstgarten anzulegen und sonstige Bäume, namentlich Schwarzwatteln und Eufalyptusbäume zu pflanzen.

Die Leute in der Umgegend hatten an all dem große Freude und kamen fleißig zum Unterricht. Als wir einmal in der Frühe für unsere Kinder mit dem Glöcklein das Zeichen zum Rosenkranz gaben, meinten sie, das Glöcklein rufe sie zur hl. Messe und kamen schleunigst von allen Himmelsgegenden herbei. Als sie hörten, der Priester sei nicht hier, und das Zeichen sei bloß für die Rosenkranzandacht gegeben worden, waren sie durchaus nicht ungehalten, sondern beteten mit Andacht den Rosenkranz mit und sangen zum Schluß mit den Kindern einige religiöse Lieder. Ein Weib kam regelmäßig jeden Nachmittag in unsere Kapelle und betete geraume Zeit vor der Herz Jesu-Statue, die, wie sie sagte, klar und deutlich zu ihrer Seele rede.

Einmal brachte man spät am Abend, als unsere Kinder schon zur Ruhe gegangen waren, die Leiche eines Kindes. Wir verträsteten die Leute, welche anfangs auf sofortiger Beerdigung desselben bestanden, auf den nächsten Morgen, weil da auch unsere Kinder mitgehen und passende Lieder singen würden. In Ermangelung eines Sarges legten wir das schlafende Engeln in der Kapelle auf ein paar Brettchen und bedeckten es mit frischem Grün und bunten Blumen. Als wir uns am nächsten Morgen eben zur Beerdigung anschickten, riefen die Kinder voll Freude: „Nank uBaba, sieh' der Vater kommt!“ Wirklich kam unser Hochwürdiger P. Missionär ganz unerwartet daher und konnte nun die kirchliche Beerdigung vornehmen.

Seitdem hat sich in Himmelberg vieles geändert. Es ist bald darauf eine selbständige Station geworden und

das Missionswerk daselbst nimmt einen recht erfreulichen Fortgang.

Das Vaterunser eines Heidenkinds.

Einmal überraschte mich ein Heidenmädchen, das mir auf einsamem Wege begegnete, mit der Bitte: „Schwester lehre mich das Vaterunser!“

Erstaunt fragte ich das Kind, weshalb es denn nicht in die Kirche gehe, da könne es beten lernen. Das Mädchen erwiderte: „Ich habe in die Kirche so weit, da komme ich jedesmal zu spät.“ „In der Tat war sein heimatlicher Kraal mehrere Stunden von der Kirche entfernt.“

„Betest du nicht auch zu Hause?“ fragte ich weiter. „Gott ist ja überall zugegen.“ — „Das weiß ich schon,“ entgegnete rasch das Kind, „ich habe schon manches vom lieben Gott gehört, allein beten kann ich nicht; ich weiß nicht, wie ich da sagen soll. Desters sagte mir auch eine Stimme in meinem Innern: „Gehe zu den amara Roma in die Schule, lerne dort den lieben Gott kennen und lasse dich taufen.“ — „Allein ich liebe meine Heimat, meine Eltern und Geschwister so sehr und kann mich deshalb nicht von ihnen trennen.“

„Gut“, sagte ich nun, „ich will dich beten lehren.“ Und nun betete ich ihr mehrmals das Vaterunser und Ave Maria vor, das sie mir Wort für Wort nachsprach. Hierauf trennten wir uns. Natürlich versäumte ich beim Abschied nicht, sie dringend einzuladen, zu uns in die Missionschule zu kommen. Sie gab eine bejahende Antwort, allein das Ja klang so zaghaft, daß man deutlich fühlte, es komme aus einem schwankenden, unschlüssigen Herzen.

Das gute Kind hatte übrigens meine volle Teilnahme erweckt, und ich konnte nicht umhin, fleißig für dasselbe zu beten. — Da kam eines Tages ein neues Kind in die Schule. Schwester Lehrerin führte es voll Freude in die Kirche, um es ihrer Gewohnheit gemäß sofort dem göttlichen Herzen Jesu zu weihen. Alles freute sich über die Neuankommene, denn sie zeigte einen überaus guten Willen. Am meisten aber freute ich mich selbst, denn ich kannte sie sofort wieder als meine gute Mamtubane, der ich auf freiem Feld das Vaterunser hatte lehren müssen.

Ihr bisheriges Verhalten ist ganz vorzüglich. Möge ihr in nicht allzuferner Frist die Gnade der heiligen Taufe zu teil werden, damit sie dann in Wahrheit beten könne: „Vaterunser, der du bist in dem Himmel.“

Rosa von Tannenburg.

14. Kapitel.

Rosa fordert die Befreiung ihres Vaters.

Indessen wartete Frau von Tannenburg mit doppelter Sehnsucht auf die Rückkehr ihres Gemahles. Hätte er nicht Kunde geschickt, er sei wieder hergestellt und werde bald zurückkommen — so hätte sie es gewagt, zu ihm in das Kriegslager zu reisen. Endlich kam Ritter Rumerich mit den zwei Rittern und den Krieglenten, die mit ihm zu Felde gezogen waren, nach Tannenburg zurück. Ritter und Gemeine hatten ihre Helme und Spieße mit grünem Eichenlaube geschmückt und zogen mit großer Pracht und unter dem Schalle der Trompeten zum Burgtore herein. Rumerich sprang vom